

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

ZUR ITALIENISCHEN MUSIL-AUSGABE

Im Herbst 1952 stellte Adolf Frisé im Nachwort zu seiner Ausgabe von Musils Roman-*torso* «Der Mann ohne Eigenschaften» trotz einer Reihe offener Fragen befriedigt und herausfordernd fest: «Dieses Ergebnis ist endgültig.» Wie sehr er sich darin täuschte, zeigt das Nachwort zur fünften Auflage von Musils Lebenswerk (1960). Frisé berichtet darin, die englischen Übersetzer hätten Bedenken geltend gemacht und eingewandt, man könne in einer Ausgabe von «Der Mann ohne Eigenschaften» nicht «veraltete, unfertige Texte», wie etwa die «Reise ins Paradies» auf die «gereiften und tiefen Garten-erlebnisse» Ulrichs und Agathes folgen lassen (die Feststellung bezieht sich auf die Kapitel «Mondstrahlen bei Tage» und «Atemzüge eines Sommertags»). Trotz der verschiedenen Stil- und Werkschichten von Musils Nachlaß hatte es Adolf Frisé in seiner Ausgabe darauf angelegt, die Ereignisse des Romans, so weit dies Musils eigenartiges Zeitgefühl erlaubte, chronologisch zu ordnen und das Nacheinander der Handlung durch Entwürfe und Varianten kausal zu verknüpfen, so daß das nicht mehr ausgeführte Ende des Romans mit dem Beginn des ersten Weltkriegs zusammenfiel. Die englischen Kritiker Frisé's, zu denen unter anderen der Beißner-Schüler Wilhelm Bau-singer stieß (Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe von Robert Musils Roman «Der Mann ohne Eigenschaften», Dissertation, Tübingen 1961), postulierten hingegen eine Edition, welche die nachgelassenen Texte des Romans nach seinen Entstehungsphasen in einer Art geologischem Aufriß bringen sollte. Den englischen Übersetzern Eithne Wilkins und Ernst Kaiser, der italienischen Übersetzerin Anita Rho und

dem Turiner Verlag Einaudi ist es nun zu verdanken, wenn künftig jeder Musil-Forscher den dritten Band der italienischen Ausgabe, zu dem Cesare Cases eine aufschlußreiche Einleitung schrieb, als unerlässliche textkritische Quelle heranziehen muß. Man mag es bedauern, daß es sich bei diesem in ständiger Bezugnahme auf den in Rom befindlichen Nachlaß erstellten Text um eine Übersetzung handelt, aber offensichtlich konnte sich Musils deutscher Verleger nicht dazu verstehen, den von Frisé mit den Entwürfen Musils notdürftig angedeuteten Handlungsablauf wieder nach den Epochen ihrer Entstehung aufzusplittern.

Im Zusammenhang mit dem Abschluß der dreibändigen italienischen Ausgabe von «Der Mann ohne Eigenschaften» kündigt der Verlag Einaudi nun auch eine Untersuchung von Eithne Wilkins und Ernst Kaiser an (*Verso il regno millenario*), deren Thesen bereits aus den Kommentaren zum dritten Band der italienischen Ausgabe hervorgehen. Die beiden Kritiker beziehen die frühen Entwürfe zu «Monsieur le vivisecteur» in die Vorarbeiten zu Musils Lebenswerk ein. Mit Recht sehen die Herausgeber in dieser Gestalt, die sich mit einem bereits hingerichteten Lustmörder identifiziert, eine wichtige Vorstufe zu Moosbrugger und Ulrich. Eine weitere Vorstufe zum «Mann ohne Eigenschaften» bildet der geplante Roman «Der Spion», in dem der künftige Mann ohne Eigenschaften mit einem den Titel rechtfertigen Auftrag nach Galizien geschickt werden sollte. So interessant das Herausdestillieren dieser Entstehungsphasen ist, so bedauerlich ist es, daß in den Kapiteln aus der Übergangsperiode vom «Erlöser» zur «Zwillingschwester» und in

den Kapiteln aus der «Zwillingsschwester» die italienische Ausgabe den von Frisé hergestellten Text vollkommen ignoriert. Man sieht nicht ein, warum es jedem, der zum Nachlaß Musils keinen Zugang hat, verheimlicht wird, daß er mit dem Abschnitt «Dal volume II, 5° gruppo di capitoli» das Kapitel «Gerda» (II, 102) der deutschen Ausgabe vor sich hat. Unbegreiflich muß es auf den ersten Blick auch bleiben, daß dem italienischen Leser die Episode «Moosbrugger und Rachel» (II, 108) vorenthalten wird. Nach Meinung der Herausgeber handelt es sich dabei aber um einen schwachen Musil, denn «der befreite Moosbrugger hat nichts von der kosmischen, archetypischen Wucht, nichts von dem Unhold, der im „Mann ohne Eigenschaften“ erscheint». Die Herausgeber suchen also den «Mann ohne Eigenschaften», der doch mit Einschränkungen auch ein Schlußelroman und damit an historisch nachweisbare Gestalten wie Klages (Meingast), Rathenau (Arnheim), Werfel (Feuermaul) etc. gebunden ist, ins Mythische auszuweiten, so daß für sie die «realistische» Handlung und das historische Substrat nur noch die Funktion eines Sprungbretts für den Salto mortale ins «Tausendjährige Reich» hat. Aus diesem Grund verstießen sich Eithne Wilkins und Ernst Kaiser auch darauf, in einem mystischen Text wie dem Kapitel «Atemzüge eines Sommertags» Musils Vermächtnis zu sehen. Wenn man aber mit Cesare Cases den «Mann ohne Eigenschaften» als «work in progress» betrachtet,

dann dürfen aus der zufälligen Tatsache, daß Musil bei der Niederschrift und Überarbeitung dieser vielleicht ausgewogensten Prosa vom Tod überrascht wurde, keine vorschnellen Schlüsse gezogen werden. Wie der Italo-Schweizer Aloisio Rendi in seiner Studie über den «Mann ohne Eigenschaften» («L'uomo senza qualità» e i suoi motivi fondamentali d'ispirazione, Rom 1961) feststellt, beruht auch das Verhältnis Ulrich-Agathe auf dem ständigen Wechsel zwischen Aktivität und Kontemplation: was befugt einen Interpreten Musils sich für diese oder jene zu entscheiden?

Es wäre besser gewesen, wenn Eithne Wilkins und Ernst Kaiser sich im Rahmen einer Herausgebertätigkeit nicht als Kritiker in den Vordergrund gedrängt hätten, dann hätten sie dem italienischen Leser ein Kapitel wie «Moosbrugger und Rachel» nicht vorenthalten. Wohin müßte es führen, wenn Herausgeber künftig zu Vormündern der Schriftsteller würden? Damit sei jedoch ihr unbestreitbares Verdienst um einen authentischeren Musil nicht geschmälerert. Der Verlag Einaudi, der vor einiger Zeit auch den «Törleß» vorlegte, kündigt nun eine italienische Ausgabe der Tagebücher an, die in manchem von der deutschen abweichen und Unbekanntes zugänglich machen wird. Vielleicht wird die Musil-Forschung, die in den letzten Jahren nicht selten in hermetische Exegese ausartete, dadurch wieder auf den nüchternen Boden der Tatsachen gestellt.

Johannes Hösle

DIE VERZAUBERTEN TÄLER

Christian Caminada, der im Frühjahr 1962 verstorbene Bischof von Chur, hat schon vor Jahrzehnten in den Jahresberichten der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens Abhandlungen über Wasser-, Feuer- und Steinkultus im alten Rätien veröffentlicht, wichtige Beiträge zur einschlägigen Forschung. Auf die *Urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien* hat er es laut Untertitel auch in dem schönen Buch *Die verzau-*

berten Täler (Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1961) abgesehen.

Verzaubern läßt man sich zuerst durch die Bilder, stimmungsstarke Aufnahmen aus bündnerischen Talschaften, Gebirgsnatur als fruchtbares Erdreich für unheimlich viel Dämonisches, uralte Bräuche und fortlebende Kulte.

Aus einsamer Berg- und Menschennatur konnte jederzeit Mythisches wachsen, und

zwar jederzeit Gleiches und Ähnliches. Vermuten darf man wohl, daß in Köpfen und Seelen der Räter sich Ähnliches ereignet hat wie später in den Gemütern der Rätoromanen. Sehr gewagt wäre aber der Schluß, Späteres sei schlechthin Fortsetzung des Ur-tümlichen.

Der gelehrte Verfasser will zeigen, «welche Schätze alter Kultur noch im Alpenwall des Gotthards sich finden, gerade dort, wo die Quellen der größten Ströme Mitteleuropas ihren Anfang nehmen». Er ist der Schwierigkeit bewußt, Brauchtum des vorchristlichen Rätien weiterhin mit Griechenland und Rom zu verbinden, illyrische und germanische Einflüsse zu zeigen, «die Ausscheidung des rein rätischen Kulturgutes zu vollziehen».

Hauptquelle für das rätoromanische Brauchtum ist die Rätoromanische Chrestomathie von Ch. Decurtins. Aus den volkskundlichen Werken J. B. Masügers und A. Büchlis wäre jetzt noch reiche Ernte einzuhimsen. Besonders wertvoll sind eigene Erfahrungen des Verfassers in der Familie, in den Dörfern und Talschaften seines priesterlichen Wirkungskreises.

Die Fülle des aus Überlieferung und Leben Geschöpften ist erstaunlich.

«Daß Quellen, Flüsse und Brunnen einstens religiöse Verehrung genossen, geht aus der Tatsache hervor, daß man an solchen Orten christliche Kirchen und Kapellen erbaute, Statuen von Heiligen errichtete und Namen von Heiligen gab. Die Überwindung des heidnischen Wasserkultus gelang dem Christentum... erst dadurch, daß es die Quellen selber christianisierte, ihnen einen christlichen Sinn gab. Der heidnischen Kulthandlung wurde eine andere Bedeutung beigelegt.» Das Wasser galt auch im rätoromanischen Bereich als heilig, hatte wunderbare Kräfte der Weissagung und Heilwirkung, es war belebt durch geheimnisvolle Gestalten, man brachte den Wassergottheiten Opfer. Geheimnisvolle Reste davon blieben im Volke lebendig bis auf den heutigen Tag.

Auch der rätische Feuerkultus «gibt sich am deutlichsten in den Opfern kund, welche der Aberglaube dafür fordert». Das Feuer des Blitzes muß man mit Salz oder Milch lö-

schen. Wenn man Salz ins Feuer wirft, so erweist man den Armen Seelen eine Wohltat. Dem Feuer bringt man Opfer gegen Hexerei und Tierkrankheiten und um Reichtümer zu erhalten. Röhrt die Seuche von Hexen her, dann verbrenne man das Tier bei lebendigem Leibe. Verendet ein Tier am Rauschbrand, dann soll man Herz und Lunge in den Kamin hängen, so hört das Viehsterben auf; aber man muß stark räuchern. Kamin und Herdplatte sind Orte besonderen Feuerkultus. Es gibt nach dem rätoromanischen Aberglauben auch Dinge, die nicht geopfert werden dürfen. Glühende Kohlen darf man nicht mit Wasser löschen, kein Brot ins Feuer werfen. Mit dem Feuerkultus verbunden erkannte Caminada die Bauopfer. Bei der Restauration der Kathedrale in Chur (1925) kamen in den bloßgelegten Gerüstlöchern überall Kohlen und angebranntes Holz zutage. «Als Beigaben fanden wir Hühnereierschalen mit vertrocknetem Inhalt, Vogelleichen, Knochen von Schmalvieh, ja beim ersten Pfeiler an der Seiteneingangstür fanden sich auf einer Platte neben Asche und Kohlen allerlei Knochenreste, wie auf einer Herdplatte oder auf einem Altare. Kohlen und Asche sind die Reste des Feuers. Sie haben wie Rauch, Kamin und Herdplatte aus dem Feuer Kraft und Reinigung erhalten... Man hat die heidnischen Feuer- und Bauopfer nicht anders überwinden können, als daß man die offerierten Gaben segnete und in die Mauer einschloß. In den Ritualien finden sich Segnungen für alle Gaben der Natur; man betet darin, Gott möge denen Segen und Wohlergehen gewähren, welche diese Dinge benützen. Die Opfergaben der Heidenzeit verlieren von dem Augenblick an ihren abergläubischen Sinn, wo sie nur zu Symbolen erbetenen Segens werden.» Am Vorabend von Allerseelen zur Zeit der Totenprozession dürfen die Seelen das Fegfeuer verlassen, ins Haus, ins alte Heim zurückkehren und nachsehen, ob man für sie betet; deswegen muß im Hause ein Licht brennen; am Allerseelentag kehren sie während der Friedhofprozession wieder ins Fegfeuer zurück. Das Feuer weiß um die Fruchtbarkeit der Felder, ja scheint sie sogar zu beeinflussen. Läßt man an Lichtmeß bei der

Prozession die Kerze nicht verlöschen, gerät der Hanf, und brennen die Wachsrodel bei der Fronleichnamsprozession gut, dann gibt es viel Flachs. Feuer, Licht, Sonne und Fruchtbarkeitsritus greifen in religiöser Zeremonie ineinander. Alte heidnische Liturgie ist durch Gebet, Segen und Priester ins Christliche übersetzt. Für das Werfen glühender Scheiben dürfen die Knaben von Reams die Vorbereitungen nur während des Rosenkranzes treffen, und sie zählen besonders auf den Schutz des geisterbannenden Ave-Glöckleins, das dann erklingt. «Die Schulbuben üben im Spiel noch dasjenige, was früher eine ernste und heidnische liturgische Sonnen- oder Feuerkultfeier war.» Für die Segnung des neuen Feuers am Karlsamstag verordnet die kirchliche Liturgie, daß das Feuer vor der Kirche aus dem Stein geschlagen werde; «die Kinder springen — wenn kein allzu ernster Pfarrer oder Küster dabei ist — darüber hinweg und sammeln... die Kohlen und tragen sie heim. Der Bauer zeichnet mit dieser Kohle seinen Kühen ein Kreuz auf den Rücken, bevor er sie auf die Alp treibt, und bei Bestellung des Ackers steckt er diese geheimnisvollen Reste geweihten Feuers in die Furche».

Über gewissen Steinen webt «etwas derart Geheimnisvolles, als ob dort Tote herumgingen, die zu irgendeiner Zeit unter ihnen ihre Grabesruhe fanden, als man noch Totentänze aufführte und am Grabe Mahlzeiten hielt». Caminada erwägt, ob die früher auf Mariä Licht in Truns übliche Prozession, die sich um einen gewaltigen erratischen Felsblock bewegte, nicht auch einen heidnischen rituellen Umzug zu verchristlichen hatte. In derselben Gemeinde Truns hält man am letzten Sonntag im Oktober eine Prozession ab, die von der Pfarrkirche weg sich hinaufzieht zum Ferrerabach an gewaltigen Felsblöcken vorbei; an erhöhter Stelle wird der Feldsegen erteilt und eine geweihte Medaille oder Palme in die Erde gesteckt; man betet um Abwendung der Rüfegefahr, welche von dieser Seite droht.

Mit dem Baum- und Staudenkultus hängen die Bekränzung der Weihgaben und der Kultuspersonen und der Gebrauch heiliger Zweige zur Wasserbesprengung im Reini-

gungskultus zusammen. «Kranz, Zweig und Blumen spielen noch heute im christlichen Ritus der Kirche eine sehr große Rolle. Sie haben zwar den ehemaligen kultischen Sinn der Verbindung mit der Baumgottheit eingebüßt; aber sie sind noch immer sinnreiche Zeichen für Erhöhung der Feierlichkeit. Zu den besiegelten Stauden gehört die Wachholderstaude des heiligen Valentin, welcher das Viehhüten bei Abwesenheit des Hirten anempfohlen wird; der Hirt steckt eine solche Staude in die Erde bei der Viehherde, wirft sich auf die Knie und betet zum ‚guten heiligen Valentin‘ und ein Vaterunser und macht dem Vieh ein Kreuz auf den Rücken.» «Jedermann ahnt hier sofort, daß es sich um eine heidnische Gottheit handelt, die in dieser Staude kultische Verehrung empfängt und die dafür das Vieh zu hüten hat. Dieser Pflanzendämon wurde bei der Rückkehr des Hirten regelrecht begraben... Wir haben hier die Verchristlichung einer altheidnischen Sitte.» Über das Farnkraut erzählt man, daß es an der Vigil von Johannes wachse, blühe, reif werde und reif zu Boden falle; die Blüte sei schwer zu finden; wenn jemand dieses Glück habe, dann sei er reich genug; man könne sie am Johannesvortag beim Mittagsläuten bekommen. Man sammelt sie, indem man etwas Weißes unter der Staude ausbreitet und die Blüte darauffallen läßt. Während man dies tut, wird man geschüttelt und geschlagen; denn der Geist, welcher im Farnkraut ist, wehrt sich, sich die Blüten nehmen zu lassen.

Tiere, welche im Banne irgendeiner Seele, eines Geistes, einer Hexe, eines Gottes oder Dämons sind, vollbringen unter Benützung ihrer besonderen Eigenart Dinge, die zauberhafter Natur sind. Sie reden, sie warnen, sie erschrecken, sie weissagen, sie fliegen dahin, verschwinden und erscheinen, huschen, poltern daher, stürmen wie Blitz und Wetter, fressen die Saaten und geben Fruchtbarkeit. Vielerlei weiß man zum Beispiel über Elstern, Schlangen, Füchse. Das Pferd war Totenführer ins Jenseits. In der Kathedrale zu Chur ist an einem Säulenbündel Eva, seit dem Sündenfall dem Tode geweiht, mit dem Apfel in der Hand dargestellt und hinter ihr ein Kentaur. Die Pferdegestalt dient auch

den Zauberverwandlungen der Hexen. Das Pferd als Opfertier ist besonders schaurig sichtbar im Füllenopfer, das im Bündner Oberland üblich war.

Bischof Caminada hat tiefes Verständnis für den ernsten Gehalt vorchristlichen Glaubens und Brauches: «Der Inhalt der benützten Sagen und Märchen war in vorchristlicher Zeit keine poetische Phantasie ohne Wirklichkeit, sondern größter weltanschaulicher Ernst, der die Gemüter der vorchristlichen Völker wie Blei niederdrückte. Ihre Gotteserkenntnis kannte nur schauervolle Wesen, die willkürlich mit ihnen spielen. Mit Zaubermitteln suchten sie sich jener Schrecken zu erwehren. Diese Schrecken und Zauberabwehrhandlungen wirkten noch für lange Zeit in die christliche Epoche hinein, wie der Aberglaube beweist», auch der heutzutage noch gehegte und gepflegte Aberglaube. Das Buch gibt erstaunliche Aufschlüsse über das schonende Verfahren der Kirche mit dem Altheidnischen, über das Heidnische in kirchlichen Vorstellungen und Bräuchen: «Aus spielerisch-erzieherischen Gründen sprechen wir noch heute vom Teufel, der aus dem Spiegel das Kind anblickt; aber ursprünglich hatte das einen unheimlich ernsten Sinn. Der „giavel“ ist die heidnische Gottheit, welche durch die kirchliche Verurteilung den Namen Teufel erhielt. Eine Ehre, welche die kirchliche Liturgie allgemein den Götzen und heidnischen Gottheiten zuteil werden ließ, weil es nur verschiedene Erscheinungsformen des gleichen heidnischen Dämonenkultus sind im Gegensatz zur wahren christlichen Gottesverehrung».

Durch das ganze Buch hindurch zeigt sich, wie tiefverwurzelt das Dämonische im Volksempfinden war und ist und was die Kirche aus dieser Tatsache schloß: «Es mußte darum in der Praxis eine mildere Art walten als in der Theorie.» Die Kirche nimmt an heidnische Kulte erinnernde Zeremonien als «Bilder ihres Anschauungsunterrichtes aus dem Schatz der zugkräftigsten Anschauungsmittel der Völker. So wurde auch das Feuer zu einem Anschauungsmittel von Wahrheiten, welche die Kirche verkünden wollte. Die Ehrfurcht vor dem, was die Kirche damit sagen will, übertrug sich auch

auf das Bild, auf das Wasser, auf das Feuer und so weiter... Damit keine Willkür entstehe, hat die Kirche genaue Vorschriften in diesen Dingen. Sobald aber einem Ding eine geheime Kraft zugeschrieben wird, welche die Religion ihm nicht zuweist, bezeichnen wir das als Aberglauben».

Vor allem lieb ist dem Churer Bischof das aus heidnischen Fruchtbarkeitsriten entsprossene St. Margrethenlied. Was darüber am Schluß des mit bewunderwerter Hingabe erarbeiteten Abschnittes und am Ende des lehrreichen Buches zu lesen ist, kennzeichnet den gelehrten Verfasser als den mit ganzem Herzen seiner wunderreichen Bergheimat zugegetanen Rätromanen: «Wir besitzen in der „Canzun de sontga Margriata“ ein Mythen- und ganz aus dem rätromanischen Volke herausgewachsenes Nationallied, welches in Zukunft an jeder Versammlung, wo es um unsere größten Güter geht, von ausgewählten Sängern gesungen werden sollte. Die Anwesenden mögen in Ehrfurcht stehend, mit dem Hut in der Hand zuhören. Obwohl das Christentum uns weltanschaulich über den Inhalt des Liedes hinausgehoben hat, bleibt es ein würdiges Nationallied des rätromanischen Volkes.» Die hiemit geforderte Ehrfurcht vor dem heidnischen Liede wird der Margaretha zufallen, obwohl «sie von einer christlichen Heiligen nichts an sich hat. Sie ist einer jener Alpengeister, die nach dem alten Volksglauben die Alpen bevölkern». Die darauffolgende Schilderung der Alpengeister kann zum Lesen des abenteuerlichen Buches verlocken: «Nach dem Abzug der Sennen beziehen sie bis zu deren Rückkehr im Frühjahr die Alphütten, während sie zur Sommerszeit in Wäldern, Töbeln und Grotten hausen. Der Alpensohn, insbesondere der Jäger, welcher im Spätherbst noch etwa in die Alpen gerät, kann ob den leerstehenden Hütten des Grauens der Bergeinsamkeit sich nicht erwehren. Seine Phantasie jagt ihm beim Zunachten den Schauer über den Rücken; denn in den Hütten hört er ganz deutlich die Kühe melken, buttern, käsen, mit den Milchgefäßen klappern, die Schweine locken; gespenstisches Vieh zieht über die Halden, und unbestimmbare Hirtengestalten pfeifen, johlen und lärmten. Man hat auch

schen Bergfräulein wahrgenommen, die Schätze hüten, Naturgeister vorüberhuschen gesehen, die durch Wasserkochen Nebel verursachen und Unwetter machen. Besonders beglückte Menschen entdeckten auch Dialas, die Gemskäse bereiteten, der nicht abnimmt. Werden solche Geister beleidigt oder gestört, so ziehen sie für immer fort, ja zerstören manchmal aus Rache die Alp. Zu diesen schauervollen Gestalten gehört auch unsere heilige Margaretha... Vom christlichen Be-

griff einer Heiligen entdeckt man an ihr auch kein Fäddchen. »

Eindrücklicher als der maßgebende Kirchenfürst kommt in dem merkwürdigen Heimatbuch der Bündner «in der stolzen Gewandung deutsch-romanischer Bilinguität» zum Wort.

Ließe sich doch auch im Gewebe der rätoromanischen Sprache der rätische Faden nur so greifen!

Manfred Szadrowsky

BERNER UND SCHWEIZER HEIMATBÜCHER

Eine sehr gründliche geschichtliche Studie über *Wangen und das Bippertamt* enthält das gleichnamige Berner Heimatheft von Robert Studer¹. Die photographischen Aufnahmen stammen größtenteils vom Begründer der Heimatbücher, Dr. Walter Lädrach (†). Der Autor führt uns mit der sicheren Hand des Historikers durch die komplizierten politischen Verhältnisse dieses Stückleins unserer Heimat, von seiner Frühgeschichte bis in die neue Zeit; die Bilder erschließen uns die Reize der beiden Landstädtchen Wangen und Wiedlisbach und ihrer Umgebung. Wie viel den meisten Lesern und Betrachtern des vorliegenden Heftes noch Unbekanntes an Landschaft und architektonischer Schönheit wäre da zu entdecken, wenn man sich die Zeit nähme, die Gegend gemächlich zu durchwandern, statt sie mit Eisenbahn oder Auto zu durchrasen! Ein Heft also, das für diesen Flecken Heimaterde in ansprechender Weise wirbt.

Die Umschlagzeichnung stammt von Eugen Jordi, Kehrsatz.

Die Tragödien, die sich in den letzten Jahren an der *Eigernordwand* abspielten, haben diesen Berg zu einem der bekanntesten Gipfel der Schweizer Hochalpen gemacht. Ihm ist das Berner Heimatbuch von Rudolf Rubi gewidmet². Die Photos zeigen den Berg bald in seiner ganzen Majestät, bald in seinen Einzelheiten, wie sie sich den Alpinisten auf den verschiedenen Routen darbieten. Der Text stellt eine sorgfältige Dokumentation dar über Lage, Form und geologische Be-

schaffenheit des Berges, über seine Stellung in Geschichte und Sage, seine Erschließung für den Alpinismus und über seine Tücken, denen so viele Menschenleben zum Opfer fielen.

Die Karte des Eigers verdanken wir PD. Dr. Georges Grosjean, Bern, die Umschlagzeichnung Eugen Jordi, Kehrsatz.

Der Reiz des *Brienz*er Heimatbuches von Ernst Buri liegt namentlich darin, daß uns nicht nur die herrliche Berg- und Seenlandschaft nahegebracht wird, in die das stattliche Oberländerdorf gebettet ist, sondern daß auch seinem wichtigsten Gewerbe, der Schnitzlerschule und ihren künstlerischen Erzeugnissen, mehrere interessante Bilder und textliche Erläuterungen gewidmet sind, während Gemäldeproduktionen an die Maler Eduard Girardet, Max Buri und J. P. Flück erinnern, die in Brienz gelebt und gewirkt haben. Und selbstverständlich gedenkt der Verfasser auch des zeitgenössischen Brienz Heimatdichters, Albert Streich, und Heinrich Federers, dessen Geburtshaus in Brienz zu sehen ist³.

Die Karte verdanken wir PD. Dr. Georges Grosjean, Bern, die Umschlagzeichnung Eugen Jordi, Kehrsatz.

Die wechselnden Schicksale des verträumten, noch ganz mittelalterlich anmutenden Städtchens *Dießenhofen* am Rhein schildert uns mit Kenntnis und Liebe Heinrich Waldvogel in dem gleichnamigen Schweizer Heimatbuch⁴. Er nennt es ein «episches Landschaftsbild», und etwas von der Ruhe

einer breitausladenden homerischen Schilderung überkommt uns, wenn wir anhand der Bilder, die sämtlich von Hans Baumgartner, Steckborn, stammen, uns Zeit nehmen, dieses Städtedyll zu durchwandern. Ob wir mit den Wäscherinnen am Rhein über den Fluß staunen, oder ob wir mit dem Postboten gemächlich durch die Hauptgasse am Rathaus vorbeigehen, ob wir auf der gedeckten Rheinbrücke die interessante Holzkonstruktion bewundern, ob wir Einkehr halten in der Apotheke aus Urgroßvaters Zeiten oder uns den Ofen aus der Werkstatt Pfau im Hause zum «Goldenen Löwen» zeigen lassen und noch so viele andere Kostbarkeiten mehr in weltlichen und kirchlichen Gebäuden, immer umhüllt uns diese stille, wohltuende Atmosphäre, die das alte Truchsessestättchen am Rhein noch heute kennzeichnet.

Den Umschlagentwurf verdanken wir H. Haupt-Battaglia.

Daß man auch einer Ebene unendlich viele Reize abgewinnen kann, wenn man nur das richtige Schauen lernt, zeigt uns Jakob Boesch in seinem *St. Galler Rheintal*⁵. In abwechslungsreicher Bilderfolge können wir es unter immer wieder neuen Aspekten betrachten: Weiträumige Landschaft, alte und neue Rheinbrücken, verträumte Landstädtchen und Dörfer, stattliche Schlösser, Weinberge, der Reichtum des Tales, und idyllisches Naturschutzgebiet, vor allem aber immer wieder den Rhein, diesen «Talvogt», welcher der Gegend seinen Willen aufzwang, bis er selber gebändigt war und man in zäher Arbeit den einst sumpfigen Ufergebieten fruchtbare Kulturland abringen konnte. Wie das alles geschah und wie die Rheintaler durch Jahrhunderte an ihrer Losung festhielten: «Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!», das erzählt der Verfasser in sehr ansprechender Weise.

Der Umschlagentwurf, dem ein Holzschnitt von Heinrich Herzig, Rheineck, zugrunde liegt, stammt von H. Haupt-Battaglia.

Auf eine Dampfschiffahrt über den *Léman* nimmt uns Marcel Rosset in seinem Heimatbuch mit und deckt uns in behaglichem Plauderton die Schönheit und Eigenart des

Sees und seiner beiden Ufer, des schweizerischen und des französischen, auf⁶. Sämtliche photographischen Aufnahmen stammen von Max Chiffelle und entzücken durch ihren hohen künstlerischen Wert. Geschickt sind in Bild und Wort die beiden Ufer einander gegenübergestellt, so daß wir den See als großartige Einheit erleben.

Ins Deutsche übertragen wurde das Werk von Max Pfister; der Umschlagentwurf ist von H. Haupt-Battaglia.

In den östlichsten Zipfel unserer Heimat, in ein abgelegenes Bergtal, führt uns *Padrot Noli* in seinem Bildband über das *bündnerische Münstertal*⁷. Auch vielen Lesern dieser Zeilen dürfte es noch Neuland sein. Oder ist es Ihnen längst vertraut durch die Erzählungen von William Wolfensberger? Dann greifen Sie um so begieriger nach dem vorliegenden Schweizer Heimatbuch, das uns an Hand seiner schönen Aufnahmen von der Höhe des Ofenpasses bis zur italienischen Grenze führt, uns teilnehmen lassend am Natur- und Kulturreichtum dieses Fleckens heimatlicher Erde. Gleicherweise führt uns auch der Text von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, erhellt uns die wechsel- und oft notvolle Geschichte der Talschaft, läßt uns staunend verweilen bei dem riesigen Zyklus karolingischer Bilder des Klosters St. Johann in Müstair, «der seinesgleichen in der Welt nicht hat», gibt uns Aufschlüsse über Sprache, Fürsorgetätigkeit und handwerkliche Kunst, die einen Höhepunkt gezeigt hat in der weit herum bekannten Münsteritaler Webstube in Santa Maria, und würdigt berühmte Männer aus dem Münstertal, wie den Humanisten Simon Lemnius, den Reformator Philipp Gallicius, Pater Theodosius Florentini und Dr. h. c. Anton Philipp Largiadèr.

Den ansprechenden Umschlagentwurf zeichnete H. Haupt-Battaglia.

Wer die Bergwelt liebt, dem geht das Herz auf, wenn er das Heimatbuch *Wildland am Bietschhorn* von Willy Zeller zur Hand nimmt⁸. Es erschließt uns in formschönen Photographien, die sämtliche vom Verfasser selber stammen, und in dichterischer Sprache ein Naturschutzgebiet, das wohl den wenigsten Schweizern bekannt sein dürfte. Auf un-

zähligen Wanderungen hat der Verfasser das Leben der Pflanzen und Tiere dieser schwer zugänglichen Täler und Gräte belauscht und sich mit den Äplern und Wildhütern befreundet. All dieses zum Teil scheu Verborgene, hart um seine Existenz ringende und doch so vielfältig starke Leben bringt er uns in seinem Buch nahe und vergißt darüber auch nicht, uns emporsehen zu lassen von schlichten Bergkapellen und Bergkreuzen hin zu den weißen Gipfeln der Walliser Alpen, bei deren Anblick es einem wohl «ums Händefalten wird».

Der Umschlag stammt von Eugen Zeller, Zürich.

Wispernde Schilfwälder, stille Moorwasser, verträumte Heidelandschaft, unberührter Naturstrand, angrenzend an den kleinsten der zürcherischen Hauptseen, dies ist der Zauber, den Otto Schaufelberger in Wort und Bild in seinem Heimatbuch *Der Pfäffikersee*, eingefangen hat⁹. Daneben hält dieser Band aber auch die Erinnerung fest an Schweizer Dichter und Komponisten, deren Wiege in dieser Gegend gestanden und deren Schaffen mit ihr verknüpft ist: Jakob Stutz, Heinrich Leuthold, Hans Georg Naegeli, Hanns Ehrismann und andere und an den Entdecker und Forscher der Pfahlbauten Robenhausen, Jakob Messikommer. Ein Heimatbuch, das nicht nur den Zürcher Oberländer erfreuen wird, sondern jeden naturverbundenen Menschen, der sich an stillen Landschaftsbildern erlauben möchte.

Den Umschlagentwurf hat Peter Schaufelberger, Uster, gestaltet.

Auf das Jubiläumsjahr 1960 hin, welches daran erinnerte, daß vor 500 Jahren die Eidgenossen Einlaß in die dem Herzog von Österreich gehörende kleine Stadt *Frauenfeld* erzwangen, legte uns Dr. Ernst Nägeli mit Recht sein Heimatbuch vor¹⁰. Viel Interessantes weiß der Verfasser zu berichten über die Stadtgeschichte, welche zwei Höhepunkte aufweist, einmal die selbständige Stellung Frauenfelds unter dem Ancien régime als eine Art «Stadtstaat mit eigenem Rat und Gericht», und dann zu Ende des 18. Jahrhunderts seine Bedeutung als Tagsatzungs-ort, eine Zeit, welche durch Neubauten der Stadt ein «repräsentatives Gepräge» verlie-

hen hat. — Weil Frauenfeld infolge zweier verheerender Brände nicht mehr den geschlossenen Charakter einer mittelalterlichen Stadt aufweist, so verdient der von Hans Baumgartner besorgte Bildteil ein um so größeres Lob, vermittelt er doch denkbar reizvolle Aufnahmen von Stadt und näherer Umgebung und dem für den Hauptort des Thurgaus charakteristischen Volks- und Soldatenleben. Es seien hier nur die Stimmungsbilder «Die Freie Straße am Abend des Klausmarktes» und «Markt an der Oberen Promenade» unter vielen andern erwähnt.

Den Stadtplan verdankt man PD. Dr. Georges Grosjean, Bern, den Umschlagentwurf H. Haupt-Battaglia.

Volkskunst — besonders auch die religiöse — hat sich im Kanton Luzern auf den Gebieten der Plastik, der Schnitzerei, der Malerei und Graphik, der Stickerei und Keramik in besonders zahlreichen und wertvollen Exemplaren erhalten. Davon erzählt in Bild und Wort das Heimatbuch von Adolf Reinle¹¹. Es ist eine sehr suggestiv wirkende Kunst, die außerordentlich zu fesseln vermag. Aus der Mannigfaltigkeit seien nur die Plastik «Heiliger Siebenschläfer» oder «Die Höllenfahrt des Herodes», Gruppe aus der Weihnachtskrippe im Rüttimann-Haus zu Luzern, oder das Votivtafelchen eines Augenkranken in der Kapelle Ottenhusen bei Ballwil hervorgehoben. Auch einzelner Künstler gedenkt der Verfasser: der Klosterfrau Anna Maria Marzohl, 1638—1712, welche den besten Peintres naïfs an die Seite zu stellen ist, des Dorf-Sonderlings Moritz Rast, mit seinen liebevoll gezeichneten Dorfansichten, und Jacob Buchers, mit seiner originellen vollplastischen Löwenfigur und einer Bildstock-Kachel. Da jedes Jahr «Verluste an unserem historischen Volksgut bringt», ist eine Bestandesaufnahme des noch Vorhandenen für uns besonders wertvoll.

Den Umschlagentwurf nach einer Eschenbacher Nonnenmalerei verdanken wir H. Haupt-Battaglia.

Von der Landschaft *Cadi* (Casa Dei), dem Quellgebiet des Vorderrheins, mit ihrem Hauptort Disentis (rätoromanisch Mustér) weiß Leonhard Caduff viel Interessantes zu berichten¹². Das Bergkloster, eine Gründung

des fränkischen Mönches Sigisbert und des einheimischen Adligen Placidus, von Ursinus mit den Satzungen des hl. Benedictus von Nursia beschenkt, ist das Wahrzeichen dieser Landschaft. Ihm und seiner Kirche, die in reichem Barock erstrahlt, sind denn auch verschiedene Außen- und Innenansichten des Buches gewidmet; aber auch die übrigen kunstgeschichtlich bedeutsamen Werke der Talschaft sind im Bild festgehalten: St. Agatha, das karolingische Saalkirchlein, das wunderliebliche Altarbild des Weilers Acletta, der Landrichtersaal im Heimatmuseum in Truns und anderes mehr. Von der Eigenart des Landbaus zeugen die für die Gegend typischen Kornhisten, von der Ausnutzung der Wasserkräfte Bilder von den Entwicklungsphasen des Staausees Nalps und der Zentrale Tavanasa. Über die zähe, schweigsame und patriotische Bevölkerung der Cadi, ihre Schicksale im Laufe der Geschichte, ihre Dichter und Künstler gibt der Text wissenswerte Auskunft.

Die Karte «Die Cadi» ist PD. Dr. Georges Grosjean zu verdanken, der Umschlagentwurf Alois Carigiet, Zürich.

Es ist zu hoffen, daß demnächst in ähnlicher Weise auch das übrige Bündner Ober-

land mit Ilanz und Waltensburg in der Reihe der Heimatbücher eine Würdigung erfahren werde!

Helene von Lerber

¹ Robert Studer: Wangen und das Bipperamt, Nr. 73, Berner Heimatbücher. ² Rudolf Rubi: Der Eiger, Nr. 74, Berner Heimatbücher. ³ Ernst Buri: Brienz, Nr. 75, Berner Heimatbücher. ⁴ Heinrich Waldvogel: Dießenhofen, Nr. 84, Schweizer Heimatbücher.

⁵ Jakob Boesch: Das St. Galler Rheintal, Nr. 85, Schweizer Heimatbücher. ⁶ Marcel Rosset: Der Genfersee (Le Léman), Nr. 86/87, Schweizer Heimatbücher. ⁷ Padrot Nolfi: Das bündnerische Münstertal, La Val Müstair, Nr. 88, Schweizer Heimatbücher.

⁸ Willy Zeller: Wildland am Bietschhorn, Nr. 89, Schweizer Heimatbücher. ⁹ Otto Schaufelberger: Der Pfäffikersee, Wiege von Dichtern und Sängern, Nr. 90, Schweizer Heimatbücher. ¹⁰ Dr. Ernst Nägeli: Frauenfeld, Nr. 91, Schweizer Heimatbücher. ¹¹ Dr. Adolf Reinle: Luzerner Volkskunst, Nr. 92, Schweizer Heimatbücher. ¹² Dr. Leonhard Caduff: Bündner Oberland, Die Cadi, Nr. 93, Schweizer Heimatbücher.